Zum Schluß: Ermüdung und noch einmal lauter Jubel

Ausklang des französischen Staatsbesuches in Württemberg

Von unserem Sonderkorrespondenten HEINZ BARTH

Stuttgart, 10. September

Für einen Augenblick ist der General auf seinem Stuhl vornübergesunken. Er sieht nicht den wolkenlosen Himmel, der sich in dieser bewegenden Abendstunde über dem weiten Hof des Ludwigsburger Schlosses wölbt. Er sieht nicht die Tausende von jungen Menschen zu seinen Füßen der mit einem gelben Baldachin überdeckten Tribüne und auch nicht den Lichtzauber der scheidenden Sonne, die goldene Reflexe auf die ockerfarbene Fassade des schwäbischen Versailles wirft. Sein Blick geht starr zu Boden — sekundenlang. Die sonst so würdebetonte, so dominierende und kerzengerade Haltung ist dahin.

Hört er noch den Beifall, den Jubelsturm, der ihn seit einer halben Stunde unaufhörlich umbrandet? Vernimmt er noch die Stimme Kurt Georg Kiesingers, der eben das Abschiedswort in die Mikrophone spricht, daß er, Charles de Gaulle, die Herzen eines ganzen Volkes im Sturm erobert habe?

Es scheint nicht so. Es scheint, als habe eine ungeheuerliche Last die ragende Gestalt niedergedrückt, als habe sich das Gewichtt der beispiellosen Energieleistung, die er in dieser Woche vollbrachte, mit Zentnerschwere auf die Schultern des Zweiundsiebzig-jährigen gesenkt. Rechts und links von seinem Platz verraten der Bundespräsident und Frau Lübke mit keiner Miene, daß sie etwas bemerkt haben. Die Blicke von Adenauer, Schröder, Couve de Murville, Heuss und Gerstenmaier sind ins Publikum gerichtet. Nur auf dem sonst so damenhaft beherrschten Gesicht von Madame de Gaulle erscheint für die Länge eines Wimpernschlages ein Ausdruck des Erschreckens, während sie rasch zu ihrem Mann hinüberblickt.

Doch einen Moment später ist alles schon wieder vorbei. Wie ein Schauspieler, der sich für rauschende Ovationen tief verneigt hat, richtet sich der General auf. Ein Lächeln geht über seine Züge, das den kleinen Schwächeanfall als Dank für die ihm dargebrachten Huldigungen maskieren möchte. Aber man merkt es deutlich, daß er mit seinen Kraftreserven am Ende ist.

Dieser letzte von den sechs Tagen seiner Deutschlandreise war der aufreibendste von allen. Morgens der Gottesdienst in der Münchener Frauenkirche, mittags die turbulente Begrüßung auf dem Stuttgarter Flughafen Echterdingen. Nachmittags in Muensingen die nervenbelastende Begegnung mit dem Teil der französischen Armee, in dem die algerischen Ressentiments am stärksten sind, später der Empfang in der Villa Reitzenstein und als Abschluß jetzt diese Jugendkundgebung in Ludwigsburg - dazwischen drei Flugreisen, zwei davon im Hubschrauber, dreimal umziehen vom Zivil in die Uniform, von der Uniform ins Zivil und dann in den dunklen Anzug, die Fahrt durch das größte und beifallsfreudigste Menschenspalier, das ihn auf dieser Deutschlandreise erwartet, die Wiederbegegnung mit Bundespräsident und Bundeskanzler, schließlich noch die längste und schwierigste von den sechs Reden, die er in dieser Woche in deutscher Sprache hielt gibt fürwahr keine härtere Zerreißprobe, der sich ein Staatschef je bei einem offiziellen Besuch in einem fremden Land freiwillig unterworfen hat.

So ist es kein Wunder, daß Charles de Gaulle in dieser letzten Stunde auf deutschem Boden matter erscheint als an den vorhergehenden Tagen. Daß gerade diese Jugendkundgebung, die die Krönung des Ganzen sein sollte, ihn nicht mehr auf jener strahlenden und unnahbaren Höhe vorfindet, auf der er eine Woche lang in einsamem Glanz brillierte. Dabei hatte er sich gerade auf sie mit besonderem Ernst vorbereitet. Dabei war sie seit dem Schlußkommunique des Adenauer-Besuches in Frankreich, das einen Appell an die Jugend beider Völker enthielt, für ihn eine Herzensangelegenheit — der perspektivische Ausblick auf eine Zukunft, die das Werk der Versöhnung vollenden soll, der Richtkranz auf dem Neubau der deutsch-französischen Freundschaft.

Alles war dazu angetan, den Schlußtag zu einem glanzvollen Schlußakkord werden zu lassen. Der Regen von Düsseldorf, Hamburg und München war verrauscht. Eine leuchtende Sepembersonne lag über den grünen Hügeln der schwäbischen Metropole. Zu Hunderttausenden säumte eine feiertäglich gestimmte Menge den vierzehn Kilometer langen Weg des Gastes, der quer durch das Zentrum Stuttgarts hinaus nach Ludwigsburg führte. Das Sicherheitsaufgebot war diskreter und weniger sichtbar als auf allen bisherigen Etappen der Reise. So nahe umdrängten die Menschenmassen die Straßen, daß für die Wagenkolonne nur noch ein schmaler Durchlaß blieb.

Waren die Empfänge anfangs freundlich, später herzlich und schließlich sogar stürmisch gewesen, so konnte man diesmal, ohne den Begriffen Gewalt anzutun, von einem wahren Triumphzug sprechen. Die populäre Resonanz hatte sich von Tag zu Tag gesteigert, um sich in dieser Stunde des Abschieds zu einem rauschenden Kreszendo zu erheben, wie ein Konzert, das seinem wirkungsvollen Finale entgegeneilt.

Bis zuletzt hatte der General mit unfehlbarer Stabführung dieses Orchester dirigiert. Er hatte, den feinsten Schwingungen der Volksseele einfühlsam und instinktsicher entgegenkommend, aber auch glänzend beraten und psychologisch hervorragend eingestellt, keine der möglichen Effekte ausgelassen. Den Kölnern war er jovial, den Ruhrarbeitern sozial, den Hamburgern senatorial gekommen. Das föderalistische Herz der Münchner hatte er durch seine Huldigung an die bayrisch-französische Freundschaft gewonnen.

Der erste Mann, den die Deutschen seit dem Zusammenbruch von 1945 wie einen Heroen feierten, der erste, an dessen Adresse sich die im Herzen der Menge schlafende Heldensehnsucht wieder zu wenden wagte, war ein Ausländer, war Franzose — und er hieß, eine Ironie der Geschichte, Charles de Gaulle. Doch gerade in dieser letzten Stunde, in der die Übersteigerung drohte und die Gefahr des sich Überschlagens der Stimmung am größten schien, brach die aufsteigende Linie plötzlich ab, dämpfte etwas Unausgesprochenes den Lärm des Jubels, der schon nahe an die Grenzen des Unschicklichen streifte.

War es nur die Müdigkeit, die den General in der Stunde der Erfüllung jäh überkam? Noch hatte er an diesem Tag wie ein Zauberer am Schluß seiner Darbietung eine lange aufgesparte Überraschung, einen alles krönenden Trick aus dem Ärmel gezaubert. Bei seiner Dankrede vor der Stuttgarter Regierung in der Villa Reitzenstein wartete er mit der Schlußpointe auf, daß der Urgroßvater seines Großvaters mütterlicherseits, Louis Philip Kolb, Deutscher war und 1761 in dem badischen Grötzingen bei Durlach geboren wurde.

Deutlicher konnte er es gewiß nicht mehr machen, daß es ihm bei diesem seinem deutschen Werbefeldzug, der von Mal zu Mal weniger mit einem Staatsbesuch gemein hatte, um die Herstellung einer menschlichen Bindung und die Schaffung einer Gemeinschaft ging, die plebiszitären Charakter haben soll. Er hatte nicht sonderlich um die Männer des deutschen Parteilebens geworben und sich auch um die Landesregierungen — das zeigte jede Station der Reise — keine größere als die protokollarisch – vorgeschriebene Mühe gegeben.



. 38

504.6

Sein Stil des Auftretens war derselbe wie bei seinen französischen Provinzreisen — er wandte sich über die Köpfe der Politiker hinweg direkt ans Volk. Mehr als alle anderen zuvor diente die Kundgebung von Ludwigsburg diesem Vorsatz.

Doch seltsam — gerade in dem Augenblick, in dem man auf den sonoren Gongschlag seines feierlichsten Pathos wartete, in dem der rauschende Orgelton der Geschichte einsetzen sollte, kam die große Stille über ihn. Die Jugend, die den Schloßhof von Ludwigsburg füllte, hatte auf ein Zeichen von ihm geharrt. Sie hatte sich innerlich auf eine alle Fesseln sprengende Begeisterung vorbereitet. Sie war bereit, sein Wort aufzunehmen und weiterzutragen. Doch der Mann, dem aller Jubel dieser Stunde galt, war plötzlich wie erstarrt.

War es die physische Erschöpfung oder die innere Bewegung, die ihn nach seinem Triumphzug ohnegleichen durch das Spalier der Hunderttausende jäh überwältigte? Nie zuvor während der ganzen Woche schien sein Geist ferner als jetzt, wo die Erfüllung am nächsten war. Es schien, als habe er alles, um was es ihm bei dieser Begegnung ging, schon hinter sich gelassen, als sei er mit seinen Gedanken schon bei der nächsten Etappe seines Weges.

Da stehen sie nun vor ihm die Vertreter der Jugend beider Länder. Da warten sie auf sein Zeichen — die Trachtengruppen aus Baden und Württemberg, aus den Ostgebieten und aus dem Elsaß. Da blicken sie zuvor zu ihm empor, die Abordnungen aus sechzig Städten des deutschen Südwestens, die durch Patenschaften mit ebenso vielen französischen Städten verbunden sind. Lübke hat bereits gesprochen. Er hat eine warmherzige Rede gehalten, eine andere Rede als die, deren Manuskript ursprünglich verbreitet worden war — schwungvoller, der Stimmung der Stunde angemessener als der erste Entwurf.

Das dichte Rechteck der Massen zu Füßen des Generals fiebert vor spannungsvoller Erwartung. Ein lauer Windrührt leise wie mit zarter Hand die Trikoloren und die schwarzrotgoldenen Fahnen an, die sich sacht an den Flaggenmasten bewegen.

(Fortsetzung Seite 4, Spalten 1 und 2)

Er hatte, wo es Wirkung versprach, es nicht verschmäht, das Bild der deutschen Geschichte und der deutschen Selbstachtung ("ein großes, jawohl, ein großes Volk") mit dem breiten Pinsel dick aufgetragener Komplimente zu restaurieren. Er war dabei, in voller Überlegung und überzeugt von der Notwendigkeit seines Tuns, so weit gegangen, daß ihn die internationale Presse heute den Neugründer des deutschen Nationalgefühls nennt. Doch der Entschluß dazu war von ihm nicht spontan, nicht getragen von der Begeisterung einer flüchtigen Stunde, nicht angeheizt von den Ovationen der Straße getroffen worden.

Es war ein Entschluß, der von weit her kam. Schon vor Monaten hatte er darüber ein Gespräch mit einem neutralen Botschafter geführt, der ihn warnte, den Löwen des deutschen Nationalismus aus seinem Schlummer zu wecken. Als dieser Botschafter ihn fragte, ob durch seine Politik nicht der Nationalismus der Deutschen wiederauferstehen könnte, hatte er knapp geantwortet: "Pas assez, Monsieur l'Ambassadeur, pas assez!" So stand er also weithin sichtbar an diesem letzten Tag, der die größten Massen und die lärmendste Kundgebung seiner Reise brachte, am Ziel aller Wünsche.

Aber es wurde im gleichen Moment auch deutlich, welches geniale Spiel und welchen großen Einsatz er damit wagte. Das Echo, das er auf seinen letzten beiden Stationen in München und Stuttgart fand, war nicht mehr das Echo eines mehr oder minder enthusiastischen mehr oder minder enthusiastischen Willkommens, das ein prominenter Gast im fremden Land erweckt. An diesen Schlußtagen begannen die Massen von ihm Besitz zu ergreifen. Etwas von der lange vergessenen Situation "jener Jahre" wurde in den Sprechchören der Straße, in den huldigenden Transparenten, in der kollektiven Begeisterung sichtbar. Sichtbar freili chnicht wie damals im Namen nationalistischer Hemmungslosigkeit, sondern im Namen internationaler Verbrüderung.

Zum Schluß: Noch einmal Jubel

(Fortsetzung von Seite 3)

Die Sonne zieht ihren goldenen Schleier von der prunkvollen Fassade. Es wird langsam dämmrig auf dem weiten Hof, während Charles de Gaulle seine letzte, seine längste und seine thematisch komplizierteste Rede in deutscher Sprache hält — natürlich wieder frei aus dem Gedächtnis.

Aber jetzt, wo alles förmlich nach dem pompösen Schlußakkord schreit, wo die Masse ihm jeden Anlaß zum Jubeln von den Lippen liest, scheint aller Schwung und alle Energie aus ihm genommen zu sein. Er steht da, von der Einsamkeit derer angerührt, die nach hartem Aufstieg schwer atmend auf den Gipfel treten.

Wohl kommen seine Worte noch immer mit der gewohnten Beherrschung der rhetorischen Effekte. Aber die Stimme, die gestern noch volltönend wie ein Gong erobernd, fordernd, sich ausdehnend, ist jetzt mit einem Male matt, wie gebrochen. Was ihm noch nie geschah, widerfährt ihm nun, daß ihn das Gedächtnis verläßt, daß er nach Worten suchen und den hinter ihm sitzenden Dolmetscher zu Hilfe rufen muß.

Aber es macht nichts aus — die Ovationen prasseln trotzdem auf ihn ein. Doch die Arme, die er tausendmal in dieser Woche zum Gruß an die Menge über seinen Kopf erhob, hängen nun schlaff an ihm herab. Ein einziges Mal streckt er sie noch aus, langsam, unendlich mühevoll, als habe er ein ungeheures Gewicht emporzustemmen, als koste es ihn übermenschliche Anstrengung.

Spätestens in diesem Augenblick wird es offenbar, daß Charles de Gaulle kein Volkstribun wie die anderen, kein Massenführer, der wohlgemut auf den Wogenkämmen der Volkskunst rudert, sondern ein großer Herr ist, den nicht der äußere Erfolg, sondern der ethischmoralische Gehalt seines Tuns trägt.

Das zu spüren ist gut, heilsam und wohltuend während man Zeuge wird, wie hier, auf diesem Hof, die Deutschen ihre Hemmung verlieren, zum ersten Male wieder einem Manne zuzujubeln. Da die Nationalhymnen aufklingen und die Menge das Deutschlandlied singt, steht der General steif, fast ein wenig unbeholfen auf seinem Platz. Es arbeitet in seinem Gesicht. Ein feuchter Schimmer steht in seinem Auge. Er war gekommen, die Vergangenheit zu bewältigen. Jetzt ist es die Gegenwart, die ihn selbst überwältigt — die Noblesse und die menschliche Größe, die in jeder Versöhnung liegen.

Es wird rasch dunkel unter dem gelben Baldachin. Aber es ist noch hell genug, um zu sehen, daß Charles de Gaulle, der Mann über allen Situationen, die Verkörperung von Selbstdisziplin, Würdegefühl und Repräsentationsbewußtsein, schwer um seine Fassung ringt. Das vergoldete Zifferblatt der Schloßuhr zeigt die siebente Abendstunde des 9. September 1962 als er sich hastig, fast abrupt, als ob er sich losreißen müßte, zum Gehen wendet. Für einen Moment spürt man das Verlangen, die Zeiger festzuhalten, auf daß sie immer stehen bleiben möchten auf dieser unvergeßlichen Minute.